Zeitschrift: Sprachspiegel: Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 6 (1950)

Heft: 10

Artikel: Über den Hexameter in der deutschen Sprache

Autor: Schmid, Aug.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420185

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SIMULTINE STREET

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Weinmonat 1950

6. Jahrg. Mr. 10

34. Jahrgang der "Mitteilungen"

Aber den Hexameter in der deutschen Sprache

Ischt no gär nöd so lang, so lesi imene Heftli, Perner reded so g'lehrt; sascht chönnt mer meine, sie wäred Grieche allmetenand ond hexamered wie ame Schnüerli, daß der Dichter Homer gad niidig wör, wenn er no lebti. Io sie pentamered öppedie au, ond gär nöd so öbel. (Distiche seit mene denn, dene zemeglismete Spröche.) Aber was säged er au! Es sind nöd Perner älei no, wo's äso chönd, au Zörcher ond Pasler ond erscht no Zanggaller, ali dörs Band i de Schwiz, ond öberem Rhi sogar t'Schwobe. 's heißt, Alemanne seied mer drom. En g'lehrte Prosesser z'Rarlsrueh one, de Hebel, het lang scho derigs lo trogge. — Wemmer si d'Müeh wött ne, i dene Ziletten obe jedesmol schöö sechs Füeß ganz ordli z'zele ond z'schribe, jedesmol sechs, kein meh, kein weniger innere Reihe, gäb's gad au dere Vers; probiers no, wersch mers denn glaube.

Aus obenstehenden Versen wird man ersehen, daß das von Hans Julliger im Novemberheft 1949 sestgestellte Vorkommen altgriechischer Verssormen in der Umgangssprache nicht nur für das Verndeutsch zustrifft, sondern für die alemannischen Mundarten überhaupt gilt. Schon vor Jahrzehnten habe ich festgestellt, daß die ungezwungensten deutschen Herameter sich bei Hebel sinden lassen, so z. V. in den Gedichten "Der Karfunkel", "Das Habermus". Die Sache kommt nicht etwa daher, daß unserm Hebel als Lehrer der alten Sprachen die alten Verssormen am stärksten "in Fleisch und Blut übergegangen" wären — das nämeliche müßte ja z. V. siir I. Hoß noch in erhöhtem Maße gelten —,

sondern sie ist darin begründet, daß das sprachliche Gewand des Hega= meters sich noch leichter unsern Mundarten anpaßt als dem Schrift= deutschen.

Um dies zu zeigen, hätte ich ebensogut mit Distichen aufwarten können wie etwa den zwei folgenden, wovon das eine von der Kinderserziehung handelt, das andere sich auf dem Gebiet unseres Nationalspiels, des Kreuzjasses, bewegt:

- 1. "Folg mer ond bis jetzt still ond hör mer uf mit dim Müede! Pörschli, was hani gseit? Wart, am End gets no Tätsch!"
- 2. "Aber wie chaascht jetz du i dim Alter au no so tomm si! Daas ischt scho no de Gips: stechscht mettem Puur mer no 's Nell!"

Goethe stellt seiner Gedichtreihe "Antiker Form sich nähernd" die Frage voran:

"Stehn uns diese weiten Falten Zu Gesichte, wie den Alten?"

Die Sache ist wohl kaum mit Sicherheit zu beantworten. Wir wissen nicht, ob jene Versformen bei den Griechen wirklich volkstümlich gewesen oder ob sie nur von den Gebildeten ausgekostet worden seien. Auf jeden Fall konnte damals und noch lange nachher, bis zur Ersindung des Buchdrucks, von einem volkstümlichen Lesestoff nicht die Rede sein.

Ich habe vor nicht langer Zeit gelesen, ein durch seine Tonkunst bekannter deutscher Dichter — dessen Name mir leider entfallen ist — habe den Hegameter grundsätlich nie gebraucht. Das wäre wohl zu begreisen. Sondervar aber ist seine Begründung: der Hegameter sei zu leicht, d. h. es brauche dabei zu wenig Geschicklichkeit. — Es ist ja wirklich gar nicht schwer, hie und da einen einzelnen metrisch guten Hegameter zu schreiben. Die Schwierigkeit stellt sich erst ein beim sortslaufenden Gebrauch zu einer größern Dichtung. Es ist mir keine einzige solche bekannt, die hier durchweg alle Fährlichkeiten überwindet. Eine besonders heikle Stelle ist der Ansang des Verses. Zeder richtige Hezameter beginnt mit einer betonten Silbe. Das ist ein arges Häklein. Unsere deutschen Sätze fangen meistens mit einer unbetonten Silbe an:

"Auf einem stillen Seitenplätchen . . ."

"Er hinterließ seiner Witwe"

"Besagte Rinder aber zeigten . . . "

Schon der zehnte Vers in der "Luise" von I. H. Voß, also des deutschen Dichters, der von allen die größte Zahl von Hexametern geschrieben hat, beginnt so:

"Mit lehrreichem Gespräch"

Die natürliche Betonung wäre $\circ - - \circ \circ -$. Man muß aber betonen $- \circ - \circ \circ -$, wenn ein Hegameter draus werden foll. Die Idylle "Der alte Baum" von I. M. Usteri beginnt:

"In dem heimlichen Stiibchen ";

ja in Schillers Distichon

"Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule, Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab"

zeigen gleich beide Berse den Mangel, daß sie mit einer unbetonten Silbe beginnen. In allen größern Hexameterdichtungen, auch in solchen der größten Meister, stößt man jeden Augenblick auf derartige Stellen, nicht nur am Ansang des Berses, sondern auch im Innern: man muß in etwas unnatürlicher Weise betonen, um der Forderung des Berseschemas, $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$

Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, eine zu große Einförmigkeit zu vermeiden. Es ist darauf zu sehen, daß die Verteilung der zweissilbigen — und der dreisilbigen Verssüße — wechste, daß die Hauptsakzente und die melodischen Höhepunkte richtig abgemessen werden und daß die Einschnitte nicht immer auf die nämliche Stelle fallen. Endlich ist noch darauf zu achten, daß nicht allzu regelmäßig ein Versmit einer Sazeinheit zusammenfalle. Aus alledem ist zu ersehen, daß eine größere Hexameterdichtung ganz bedeutende Schwierigkeiten mit sich bringt, so starke, daß kein einziger Dichter darüber hinweggekommen ist.

Rlopstock hat mit seinem "Messias" dem Hexameter in der deutschen Sprache den Weg gebahnt, so daß Voß es wagen konnte, den Homer, den Bergil und den Ovid in der Original-Versform zu überstragen. Die damit erlangte Übung hat ihn dann auch ermuntert, eigene Dichtungen in Hexametern zu schaffen, und zwar nicht etwa Heldensgesänge, sondern breitspurigsgemütliche Darstellungen aus dem einfachen bürgerlichen Leben. Unter diesen Idyllen sinden sich auch einige in Plattdeutsch. Die bekannteste schriftdeutsche ist der "Siedzigste Geburtss

tag". Ia der sprachgewandte Mann schrieb sogar eine Art bürgerlichsidnslisches Epos "Luise". Dieses Werk machte nicht geringes Aussehen, gewann auch den Beisall Goethes und regte den großen Dichter an zu "Hermann und Dorothea". Nun war der Damm gebrochen: Es ergoß sich eine wahre Flut von Herameters, zum Teil auch Distichondichtungen über das Land. Es entstand eine eigentliche Herametermode. Wie es bei solchen Modeströmungen geht, trat schließlich, vor allem wegen der vielen schwachen Leistungen ziemlich gleichsörmiger Art, eine Übersättigung ein. Dies hatte zur Folge, daß auch etwas verspätet erscheinende bessere Werke dieser Art — z. B. von Mörike — nicht mehr recht zur Gelstung kamen, etwas veraltet wirkten. Es war dann wie eine Erlösung, als gerade Mörike in seinem "Alten Turmhahn" einmal einen andern Idyslenton anschlug.

Ju den Spätlingen der Hexameterdichtung gehört auch Fr. Hebbels "Mutter und Kind". Trotz dem sehr schönen Gedankengehalt und seiner guten dichterischen Gestaltung ist das Werk nicht recht durchsgedrungen. Freisich sind viele einzelne Verse darin metrisch mangelhaft; aber auch wenn alle gut wären, so würde das die Sache nicht retten: die Zeit dieser Dichtungsweise war schon damals vorbei, und heute bekommt das bedeutendste Werk dieser Art, "Hermann und Dorothea", die Abneigung bereits zu spiiren.

Die berühmtesten und ältesten Hexameterdichtungen, von Homer und von Vergil, sind Heldengesänge, und wirklich eignet sich das Versmaß sehr gut für solche Stoffe, auch in der deutschen Sprache; man denke etwa an Verse wie:

"Ihm antwortete drauf der helmumflatterte Hektor." (Il. XXII 232) "Finster schaut' und begann der mutige Renner Uchilleus." (Il. XXII 260) "Eos im Safrangewande vom Strom Okeanos hub sich." (Il. XIX 1) "Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt." (Il.VI 448).

Der deutsche Hexameter weiß aber auch einfache Geschehnisse mit einem poetischen Reiz zu umgeben. Sind sie nicht schön, die Verse am Schluß des dritten Gesangs der Odyssee in der zweiten Fassung der Übersetzung von Voß:

"Als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg, Rüsteten beid' ihr Gespann und betraten den prächtigen Wagen, Lenkten darauf aus dem Tor und der dumpfumtönenden Halle. Treibend schwang er die Geißel, und rasch hin flogen die Rosse."

Ia der Hegameter ist fähig, auch das Zarteste, Lieblichste zum Ausdruck zu bringen, wie dies der rührende Abschied Hektors von Andromache zeigt (Il. VI 391—496). Die Stelle ist zu lang, als daß ich sie hier wiedergeben könnte; ich möchte aber jeden Leser bitten, sie selber nachzuschlagen.

Wenn der Hexameter nicht eigentlich volkstümlich geworden ist, so liegt es nicht daran, daß die deutsche Sprache zu wenig biegsam und formbar wäre, um ihn richtig zu bilden. Im Gegenteil ist sie gerade wegen ihrer Fähigkeit zu bewundern, in dieser alten Verssorm ebensoe wohl das Alltäglichste als das Zarteste und Pathetisch=Schwungvollste auszudrücken. Man denke an die Stusenleiter von den prosaischen Zeizlen am Ansang dieses Aussaches bis zum ersten Vers der Messiade:

"Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung."

Die Hauptursache liegt darin, daß nun einmal, im Gegensatzu Klopstock, das deutsche Volk den Endreim als besonders wichtiges Kennzeichen des Verses empfindet. Dann rächt sich auch der bei manschen Dichtern bestehende Mangel an Sorgsalt beim Vau der Hexameter: Der Dichter hat den Versrhythmus im Kopf und paßt im Gedanken die Vetonung der Worte diesem Schema an. Er glaubt nun, einen metrisch guten Vers geschrieben zu haben. Für den Leser stellt sich die Sache aber ganz anders. Er liest für sich die Worte zunächst in der natürlichen Vetonung, muß sich dann aber alle Augenblicke umstellen und sieht sich vor die mühsame Aufgabe gestellt, versmäßig zu lesen. Es wäre Sache des metrisch seinstüllenden Dichters, ihn durch wirklich genau abgewogenen Versbau dieser Anstrengung zu entheben.

Endlich ist noch folgendes zu bemerken: Der Hexameter ist seiner Natur nach besonders für etwas größere, breitzepische Gedichte geeignet. Nun besteht aber seit langem nicht nur beim einfachen Volke, sondern auch unter den sprachlich Gebildeten durchaus eine Abneigung gegen das Lesen von großen Versdichtungen. Alte Epen, wie z. B. das Nibelungenlied, sind auch nach ihrer Wiedererweckung nur von wenigen wirklich vollständig gelesen worden, und auch kein einziges allgemein deutsches oder auch schweizerisches Epos ist durchgedrungen. Wer liest

z. B. heute den "Divico" von Ios. Anton Henne, den "Ulrich Iwingli" von A. E. Fröhlich, "Die Enkel Winkelrieds" von Salomon Tobler oder auch nur die größern schweizergeschichtlichen Gedichte von R. S. I. Sailer, I. I. Reithard, Rob. Weber, A. L. Follen, H. Cramer, Iakob Rübler? Reines dieser Werke braucht den Hexameter; so kann man also durchaus nicht das Versmaß für diese Zurücksetzung verantwortlich machen. Freilich, mit dem Hexameter wären sie noch weniger zu retten gewesen*.

Allgemein: Wenn sich altgriechische Bersmaße auch ganz wohl einzeln in unsere deutsche Sprache einkleiden lassen, so können fortlaufende Gedichte darin doch nie ganz volkstümlich werden. Aug. Schmid.

Daß sich neben dem Berndeutschen auch andere alemannische Mundarten für den Hexameter und auch für den mit ihm zum Distichon vereinigten Pentameter eignen, dafür hat uns eine Zürcherin Beispiele geliefert:

- Im Laden: "Läckerli hettid Sie gern und villicht grad au es Pack Tirggel?" "Aber natürli, prezis, nu na die hämer gfehlt."
- Unter Schwestern: "Schüüli ha-n-i mi gfreut geschter z'abig!" "So, so, jä "'s Rägeli heb sich verlobt! 's Hochsig seig scho im April!" [warum dänn?" —
- Es stürmt: "Los au, wie's chuuted und stürmt, wie d'Feischter tüend rüttle und Heiri, gang, hänk mer si ii, wil susch am And eis verheit!" [chekle;
- Winterabend: "Chumm, jetz wämmer doch hei; es dunkt mi, es fangi a schneie."
 "Nei, das cha doch niid sy; 's wär doch suscht gar niid so chalt."
- Der Sprößling: "Zeuslet hät er, de Bueb, du muescht jet halt gwüß mit em "Scho wider? Set isch es gnueg. Bring en nu weidli zu mir!" [rede."
- Die Mutter zum Kindlein: "Lueg au mis Bäbeli a, wie's de Muesueli** wider Mei, du tuusigi Chrott, d'Fize sött me der gäh!" [verträlet.
- In der Schule: "Chinde, jet muend er i robe, suscht lüütet hald wider d'Glogge."
 "Fröilein, die Sät han-i gmacht, dörf i grad wider hei?"
- Auf der Straße: "Nei, was häscht du für en Huet! Das Gfätterlizüg isch schint's "Gäll, fascht zum Geuße gseht's uus; aber was wottsch? vo Paris!" [Mode?"
- * Scheffels 1854 erschienener "Trompeter von Säckingen" hat selber noch zahl= reiche Auflagen erlebt und viele Nachfolger gefunden; die größten neuern Bers= dichtungen, Spittelers "Olympischer Frühling" und "Prometheus der Dulder", wer= den sich kaum zur Volkstümlichkeit durchsetzen, aber nicht nur des Verses wegen. St.

** Muesueli: der Geiferlag.

Die Mutter zum Kind: 's Büeze macht der na Müeh, gäll, 's dunkt di, du möch= Nu, so nimm d'Lismete det, 's Zäinli staht grad näbet dir." [tischt gern ruebe; B. Elisabeth Vinder

Aus der "Schweizer Illustrierten" führt jemand den Sechsfüßler an: "Säg, bisch du würkli verliebt i da Laschtwageschofför?" — "Chasch tänke!"

Tadellose Hegameter in ganz volkstümlichem Stil finden sich auch zahlreich in Martin Usteris Mundartidyllen, z. B. im "Vikari". Der Frau Pfarrer wird auf den nächsten Tag Besuch angesagt, und sie klagt der Röchin, die sindet, das habe noch Zeit:

"Was Int? Mer müend grad a d'Arbet, Choche, süüden und brate!" — "Und was, Frau Pfarrerin?" — "Ebe! Ebe was? — ich gschlagni Frau! Reis Chräbsli! Reis Fischli! 's Entli händ mer hüt g'esse — und euseri Tüübli der Marder; d'Hüener leged jetz nüd — de Rarsiol isch nüd grate! D'Höckerli sind verby, und d'Böhnli sind no wie Nadle! D, ich gschlagni Frau!" — "Ü bitti! das wird si wol mache."

*

Wir kehren zum Ausgangspunkt zurück: zu Julligers Erwähnung von Albert Meyers berndeutscher Homerübersetung. Meyer selbst, Lehrer in Buttenried (Amt Laupen), erzählt im "Schweizerischen Gutenbergsmuseum" (1942, Nr. 2), wie er dazugekommen sei: wie er als Iwölfsjähriger mit den trojanischen Sagen bekannt geworden, wie ihn dann Bossens Homerübersetung begeistert habe, wie er ganze Abschnitte auswendig lernte, alle ihm zugänglichen Bücher über Homer las, die Bossische mit andern deutschen, aber auch anderssprachigen Übersetungen verglich, Homerausgaben sammelte vom griechischen Urtert bis zu russische und arabischen Übersetungen, wie er Griechisch lernte und schließelich das Bedürfnis sühlte, seinen geliebten Homer in sein geliebtes Berndeutsch zu übertragen. Für den "Sprachspiegel" schreibt er uns:

"In der November-Nummer 1949 brachte der "Sprachspiegel" eine Einsendung von Hans Zulliger, in der ohne mein Dazutun auf meine berndeutsche Homerübersetzung bezug genommen wurde. Es freut mich, daß Hans Zulliger rund dreißig Jahre nach mir ebenfalls die Feststellung machen kann, daß der Berner sich vielsach unbewußterweise in Hexametern ausdrückt. Nie war ich im geringsten im Zweisel darüber, daß sich der Sechssüßler dasür eigne, auch wenn es zünstige Wendrohrstührer an der Sprachseuersprize lange Jahre nicht wahrhaben wollten.

Meine Beobachtungen auf Straße und Spielplatz, im Eisenbahnzug und in Gemeinde= wie Genoffenschaftsversammlungen hatten es genü= gend erhärtet, daß der Hexameter für das Berndeutsche nichts Wesens= fremdes ist, sondern ein Stück des lebendigen berndeutschen Ganzen.

Was mir in meiner berndeutschen Übersetzungsarbeit am meisten zu tun gab und für mich ein ernsthaftes Anliegen war, bestand darin, der sogenannten homerischen "Metapher" einen ebenvürtigen bildhaften berndeutschen Ausdruck gegenüberzustellen und auf dem Weg zur homerischen Seele den rechten Rank zu finden, dem Worte Homers den besten und passendsten "Träf" zu geben.

Eigentlich wollte ich mich in meiner Lebensaufgabe, Homers Werk berndeutsch zu kleiden, nicht mit zweitrangigen Fragen einlassen, bevor ich wenigstens die ganze Odyssee berndeutsch unter Dach gebracht hätte, ähnlich dem Bauer, der in der Hast der Erntearbeit einzig und allein darnach trachtet, seine Weizensuder vor dem nahenden Wetter (für mich der Tod) heil einzubringen. Aber die Fragen an Hans Julliger* machten nun doch eine Antwort meinerseits nötig, obschon sie mir im Grund der Seele zuwider ist, weil das Anliegen der Frager am Wesentlichen, was "Homer — bärndütsch" dem bernischen Volke bringen und bieten will, vorbeischielt und viel mehr Freude an einer Berssusturnerei verzät, als wünschenswert ist."

Was Meyer dem bernischen Bolke mit seinem Homer bringen will, davon sendet er uns als Rostproben den Ansang des 5. und den 6. Gesang der Odyssee. Der Raum gestattet uns leider nicht, längere Stellen abzudrucken; doch vermitteln auch schon kürzere einigermaßen den Reiz.

Däwäg nuckt er dert 11, der göttlech Dulder Odüsseus, gäj überno vom Schlaf u der Müedi. Aber d'Athene geit itz landn zum Stadtpiet vo de phaiakische Manne...
Däm sym (dem Alkin) Palascht itz nahet d'Göttin Athene, wärweiset, wi si däm wärten Odüsseus zur Heisahrt chönnti verhälse.
Geit druf stracks are prächtigusgstaffierete Stube zue, wo d' Nausikaa schlast, äm Chünig sys härzigi Meitschi.
d'Tochter isch's vom Alkin, a Wuchs de Götteren ähnlich...
Lybshalb glycht si (Athene) der Tochter vom meersahrtgwaglete Dümas.

^{*} nämlich: ob er Aussprüche in berndeutschen Hegametern mußte und ob er A. M. zur Oduffee-Übersetzung angeregt habe.

Dere ganz ähnlech redt it em Zeus sy scharfäugegi Tochter: "Aber Meitschi, het ächt dy Mueter nid besser di gwanet? Hootschig laascht du di schönschti Wösch desume la lige..." Usgredt flüügt si dervo, am Zeus sy scharfäugegi Tochter, grad zum höchen Olümp, zum ewige Hei vo de Götter. Nie erhudlet ne Sturm und ekeinisch nett ne der Räge, deckt ne flockige Schnee. Bloß heitert Bläui umgitt ne...

Zuerst befremdet es uns natürlich, die wir literarisches Berndeutsch nur aus der Welt Gotthelfs oder von Tavels kennen, im zeitlich und räumlich so fernen Griechenland sprechen zu hören; doch das ist Sache der Gewohnheit; sonst könnte man ja die schönen biblischen Geschichten auch nicht schweizerdeutsch erzählen. Und klingt es nicht reizend, wenn die phäakische Königstochter Nausikaa als "am Chünig sys härzigi Meitschi" vorgestellt wird und ihren Bater fragt: "Atti! täätsch mer e Gfalle u ließisch e Wage la rüschte?" Wie schön muß es auf dem Olymp sein, den "nie ne Sturm erhudlet", "bloß heiteri Bläui umgitt". Zweifellos gelingt es dem Übersetzer, die alten Griechen seinen Bernern nahezubringen. Aber ohne sprachliche Gewaltsamkeiten geht es doch nicht ab, und es ist nicht jedermanns Sache, alle diese berndeutschen Neuschöpfungen zu kosten wie Zeus, "de Wulcheversammler", Poseidon, "der ertöibtlig Ardeschüttler", der "leiderfahrnig Odusseus", "der meer= fahrtgwaglete Dümas", das Meer mit "de wättersturmguslete Wälle" und "de wällespielgwanete Bögel". Würde je ein Breneli einem Fremden versprechen, ihm "'s Hus vo mym verständige Vatter z'zeige"? oder ihre Mägde anreden: "Dihr liebe wyfarmige Meitschi"? Das ist nur lautlich, nicht psychologisch berndeutsch. Solche schmückenden, nur schmückenden Beiwörter sind der echten Mundart fremd. Böllig unbehaglich wird einem, wenn Hermes "der Sieger übere riesigen Argos" genannt wird. Es ist ja schon merkwürdig, daß das Schweizerdeutsche, die Sprache der Sieger in so vielen Schlachten, eigentlich gar kein Wort hat für "Sieg". Von diesem Ausdruck sagt das Schweizerdeutsche Wörterbuch, er sei "nur schriftsprachliches Lehnwort, der eigentlichen Bolkssprache fremd" — und so ist es noch heute. Gesprochen wurde es im Deutschen immer mit langem i; wie fremd es uns ist, sieht man schon daraus, daß man es gelegentlich mit ie sprechen hört, wie wenn es reimte auf "Chrieg". Ist Hermes nun der "Syger" (das mundartliche lange i wird gewöhnlich mit n wiedergegeben) oder der "Siäger"? Und wer nicht

weiß, daß Argos ein Riese war, weiß nicht, ob er "rysig" oder "riäsig" lesen soll.

Als Bersuch ist diese Homerübersetzung ein verdienstliches und sesselndes Werk, das seine eigenen Reize hat; es überzeugt aber nicht von einem Bedürfnis nach mehr derartigen Versuchen. Das soll niemand abhalten, die diesen Winter bei Francke als Teil der "Odyssee — Bärnsdütsch" erscheinende "Fahrt i d's Phaiakeland" zu genießen. Hoffentslich aber erscheint auch Albert Meyers reizendes berndeutsches Idyll "Os Martinissümmerli"; da spürt man, wie er sich frei bewegt, daß er in dieser Welt wirklich daheim ist.

Deutschwallis — heute

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß wir im Siiden und im Westen an romanisches Sprachgebiet stoßen. Das Oberwallis ist Grenzland deutscher Sprache und Kultur, vielerlei freundnachbarlichen Einflüssen ausgesetzt, die auf das Sprachbild abfärben und fremdartige Töne hin=eintragen.

Da sind einmal die Italiener, welche scharenweise ins Wallis kamen, als durch den Simplon das große Loch gebohrt wurde. Besonders Naters war während des Tunnelbaus stark von Italienern besetz; für sie wurde eine italienische Schule eröffnet, die heute noch besteht. Nach dem Durchstich wurden viele Italiener bei uns seßhaft. Sie betätigen sich als Bauleute, in Handel und Gewerbe. Ihr Einfluß auf unsere Schrifts und Umgangssprache blieb bescheiden; denn erfreuslicherweise eigneten sie sich ziemlich rasch unsere Mundart an, so daß nur wenige italienische Ausdrücke in unsern Wortschaß eindrangen. So das "Gütti" (coltello), das die Buben in der Hosentasche tragen, die "Botscha" (boccia), womit sie im Frühjahr Marmel spielen, das "Tschau" (ciao), womit sie sich begrüßen, oder hie und da eines der bekannten südlichen Krastwörter.

Unvergleichlich stärker ist die Einwirkung, welche von der fran= zösischen Schweiz ausgeht.

Da beherbergt Lausanne unsere Rreisdirektionen von Bahn und Post. Un den Schaltern unserer Talgemeinden standen deshalb bis vor kurzem meist Beamte welscher Junge. So gewöhnten sich unsere Ober=